

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 20. März 1832.

34

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß sel. Wittve in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der verrätherische Kranz.

(Fortsetzung.)

Wie zerschlagen an allen Knochen erwachte ich am nächsten Morgen schon ziemlich hoch am Tage, denn ich hatte in Begleitung des wachhabenden Officiers und mehrerer seiner Leute gleich nach Röschens Verschwinden noch einmal die Gegend weit und breit durchforscht, in der fruchtlosen Hoffnung, sie dennoch aufzufinden, und so war ich denn tief in der Nacht ins Bett gekommen.

Ich saß nun ruhig auf, und überließ in Gedanken die Ereignisse des vorigen Abends, unter denen ich Räthseln begegnete, deren Lösung mir unmöglich dünkte; dabey war ich uneins mit mir selbst über das Betragen, welches ich fortan beobachten sollte. Am einfachsten war es freylich, durch eine gerichtliche Deposition den gordischen Knoten zu zerhauen; allein dagegen sträubten sich die edelsten Potenzen meiner Seele, die Gefühle der Dankbarkeit, der Verehrung, warum nicht auch der Liebe? Ja, ich gestehe es, das blühende Mädchen mit dem majestätischen Ausdruck des Blickes, mit der Himmelsreinheit ihrer Züge, hatte Regungen in mir erweckt, die mir bisher bey dem Anblick der Gurli's, Grisetten und Clarissen unserer guten Stadt stumm geblieben waren. Daß allerdings Verhältnisse über ihr waliteten, welche einen dunklen Schatten über ihre Reize streuten, war nicht zu läugnen, indessen mein Herz bürgte dafür, daß, wenn diese gelichtet werden könnten, Röschens Tugend nur um so heller strahlen würde. Konnte, durfte ich daher mit plumper Hand in die Fäden ihres Daseyns greifen, vielleicht den Blütenstaub von den Psycheflügeln verschleichen, um sie aus einem Loose zu reißen, das sie wahrscheinlich selbst gewählt hatte, und woran sie vielleicht heilige, oder süße Bande fesselten? nein, so viel stand fest in meiner Brust, ich will den Angeber nicht machen.

Freylich sagte mir eine innere Stimme, es sey Pflicht, ein so gefährliches Raubnest anzugeben, um die öffentliche Sicherheit von einer Rotte Bösewichter befreyen zu können; allein dazu war es ja ohnehin gewiß schon zu spät, denn sie werden ohne Verzug die Hütte geräumt haben, deren Bestimmung sie entdeckt wußten, und so war dieser Zweck erreicht, ohne daß es einer Denunciation bedurfte, die ich ohnedem nur höchst dürftig beweisen konnte. Wie ge-

sagt also, ich war fest entschlossen, über die Vorgänge der schrecklichen Nacht zu schweigen, wenigstens in dieser Beziehung die Pflicht des Dankes gegen meine Retterinn ühend.

Eine andere Betrachtung aber lag mir schwer auf dem Herzen: auf welche Art konnte ich Röschen wiederfinden, und den zärtlichen Hoffnungen meines Innern genügen?

Sie in der Waldhütte mit Gefahr des Lebens auffuchen, das würde ich mit Freuden gethan haben, doch ich wußte ja im Vorhinein, daß es vergebens seyn würde! — Abwarten, daß sie vielleicht selbst meine Dankbarkeit in Anspruch zu nehmen komme, oder wenigstens durch eine briefliche Mittheilung mich von ihrem Aufenthalt verständige, dazu war nicht die geringste Wahrscheinlichkeit; — was also beginnen, um die Verbindung mit ihr zu erneuern?

Ich grübelte hin und her, so daß mich der Kopf schmerzte, konnte jedoch zu keinem Resultat gelangen. Mißmuthig kleidete ich mich endlich an, um mich im Freyen, oder durch Beschäftigung zu zerstreuen, da überraschte mich ein Besuch Börne's, der von seiner Reise heimgelehrt, mich zu begrüßen kam.

Des Freundes Anblick war mir eine wahre Wohlthat, und sein heiteres Gespräch, seine belebte Schilderung mancher bunten Reisesata zerstreuten wenigstens einigermaßen die melancholische Stimmung meines Gemüthes.

Mir ward allmählig in seiner trauten Nähe zu Muthe, als hätte mir ihn die Vorsehung eigens in diesem Momente geschickt, um mir zu rathen, mich durch die Zweifel meiner Lage durchzuführen. Sein fester Blick ins Leben, seine gediegene, vorurtheilsfreie Weltansicht, sein schönes Zartgefühl sicherten mich eben so sehr vor hämischem Spott, als vor Mißbrauch meines Vertrauens, und ich durfte von seiner erprobten Freundschaft redlichen Beystand erwarten.

Um an die Idee ungesäumt die That zu reihen, wollte ich sogleich unsere gegenwärtige Muße benützen, und mein Anliegen aussprechen: allein Börne sah unvermuthet nach der Uhr, stand dann auf, und sagte: „Dies interessante Schauspiel darf ich nicht versäumen, wollen Sie mich begleiten, so werde ich für einen günstigen Posten Sorge tragen.“

Auf meine Frage, was er meine, gab er mir die Auskunft, daß heute ein Hauptverhör mit Wallner, dem angeblichen Mörder des Licentiaten, vorgenommen werde, und daß dieß öffentlich bey unverschlossenen Thüren Statt finden werde, weil heute wahrscheinlich der vollständige Beweis der That hergestellt werden würde, in welchem Falle es Sitte sey, Jedermann den Zutritt in den Gerichtssaal zu gestatten.

Wunderbar ergriffen, nahm ich den Vorschlag an, und wir machten uns augenblicklich auf den Weg.

Mühsam arbeiteten wir uns, am Bogteygebäude anlangend, durch die neugierige Menge, die vor demselben des Einlasses harrete, und ich bemerkte mit Befremden darunter viele Personen von Distinction, besonders Damen, welcher Umstand mich an die alte Wahrheit erinnerte, daß nicht immer nur der Pöbel an dergleichen Schauspielen Behagen finde.

Börne's ämtlicher Charakter verschaffte uns leicht den Zutritt in das Gerichtshaus, dessen krumme Gänge jener mit kundigem Fuß durcheilte, so daß wir nach wenig Minuten an dem Orte des abzuhaltenden Verhöres anlangten.

Ich will mich nicht mit einer Beschreibung der Vorbereitungen, des Vo-

eals, der Umgebung aufhalten, sondern sogleich auf den Beginn der gerichtlichen Vernehmung überspringen, welche diesmal von einem andern Commissarius geleitet ward, da der Gefangene gegen die unfreundliche Rauheit des früheren Beschwerde geführt hatte, und man in einer billigen Sache gern dem Unglücklichen zu Willen seyn mochte.

Nach einer vorläufigen Recapitulation aller Daten, welche aus den vorigen Verhören hervorgegangen waren, fragte der Inquirent mit feyerlichem Tone: ob er den Mord nun eingestehen wolle, oder noch ferner auf seiner Verneinung beharre?

Imposante, athemlose Stille lag auf der Versammlung, und man konnte in jeder Ecke des geräumigen Saales die Worte des Befragten vernehmen, der mit fester, wohl lautender Stimme sagte, daß, wie sehr auch der Schein gegen ihn zeuge, er sich doch der That nicht schuldig bekennen dürfe.

Der Rath zuckte bedauernd die Achseln und fuhr fort: „Ich will von den äußern Umständen, der Abwesenheit, den blutbefleckten Kleidungsstücken, dem Schlächtermesser, der übereinstimmenden Tracht u. s. w. absehen, da es als möglich gedacht werden kann, daß Angeklagter auf irgend eine seltsame Art damit in Verbindung kam, die er uns nicht entdecken kann;“ (Wallner neigte bey diesen Worten gleichsam bejahend sein Haupt) „allein es haben sich itztlerweise noch einige Inzichten ergeben, die leider die unglückselige Handlung nur allzu unumstößlich dem Inculpäten auf die Schulter wälzen.“

Wallner blickte bey dieser Rede den Beamten fragend an, und die gespannteste Erwartung klemmte mir die Brust zusammen.

„Zuvörderst also,“ begann der Untersuchende von Neuem, „wie lange hat Beklagter keinen Brief von seiner Mutter?“

„Seit vier Monaten ungefähr.“

„Hier ist einer von neuem Datum, worin die brave Frau gegenwärtigem ihrem Sohne für eine namhafte Summe dankt, so er ihr zur Bestreitung der bevorstehenden Auslagen des Winters von hier aus übersandte.“

„Das ist sehr möglich, denn ich habe ihr in der That eine Kleinigkeit von meinem Grübrißgen zugesandt. Ich thue dieß seit Jahren, kann aber leider nicht so viel thun, als meine kindliche Liebe wünschen würde.“

„Hier ist von hundert Thalern die Rede, was doch nicht eben für eine Kleinigkeit zu achten ist.“

„Wenn Sie den Betrag wissen, gut — wozu die Öffentlichkeit dieses Umstandes, welcher schwerlich zur Constatirung des mir angefohlenen Verbrechens führen dürfte?“

„Das thut er allerdings, denn da der Betrag in einem Tresorscheine übersandt wurde, so ergab es sich bey der erst nach einigen Wochen beabsichtigten Umfegung desselben in klingende Münze, daß es einer von denen war, deren Verzeichniß bey dem Ermordeten zerrissen gefunden wurde.“

Ein lauter Ausruf des Entsetzens entfuhr meinen Lippen bey obiger Angabe, welche von der ganzen Versammlung mit der höchsten Überraschung gehört wurde. Wallner selbst, auf den sich sofort alle Augen richteten, zuckte wie bey dem plötzlichen Anblick einer Wiper zusammen, seine Knie schlotterten, aus seinem Gesichte war jede Spur von der Röthe gewichen, womit ihn das Quälende seiner Situation angehaucht hatte.

„Noch mehr,“ fügte der Commissarius nach einer kurzen Pause hinzu, „un-

ter den versiegelten Effecten, welche in Mark's Zimmer bey seinem traurigen Ende gefunden worden, kam auch eine Messerscheide hervor, welche genau zu der Klinge paßt, die in des Inculpats Koffer lag, und welche der hierortige Messerschmied Erasmus Weidstein augenblicklich als diejenige erkannte, so er zu Ende des Monats April mit oberwähntem Fleischermesser an einen Fremden verkaufte. Wird Inquisit nun noch länger in Abrede stellen, daß er es sey, von dessen Hand der unglückliche Greis gefallen?“

„Ja,“ rief Wallner, als der Commissär geendet hatte, mit ungemeinem Feuer aus, „ja, das will und werde ich ewig. Nie hat auch nur der Gedanke einer so entmenschten Grausamkeit meine Seele beschlichen, deß sey Gott mein Zeuge; aber thun Sie von nun an mit mir, wie es Ihnen genehm ist: martern Sie mich, zerren Sie mich auf die Folter, ich habe nichts zu bekennen; vielleicht kommt dennoch ein Tag, wo man einsehen wird, daß tausend Umstände sich wider einen Unglücklichen vereinigen können, um ihn schuldig darzustellen, daß er aber dennoch rein dasteht, wie die Sonne des Tages. Verurtheilen Sie mich, Sie handeln nach den Gesetzen, die weise und gerecht sind, ich kann nur einsehen, daß mir nach menschlichen Begriffen mein Recht geschieht, und Ihnen meinen unfreywilligen Mord verzeihen.“

Er neigte das Haupt auf die Brust und antwortete nichts mehr. Der Oberbeamte erhob sich von seinem Sitze, und redete mit offenbarer Rührung dem Gefangenen zu, durch ein freyes Geständniß der richterlichen Gnade einen Anhaltspunct zu gewähren; als er aber keine Antwort erhielt, gab er ihm Termin bis morgen um dieselbe Stunde, wo er dann zu harten Maßregeln schreiten müsse.

Wache umgab den Unglücklichen, die Beamten begaben sich aus dem Saale, der bald auch von den übrigen Zuschauern verlassen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Auflösung der Charade im vorigen Blatte:

##### Der Kirchhof.

Kennst du den Hafen, wo der Frieden  
Allein auf dieser Erde weilt?  
Den stillen Ruheplatz des Müden,  
Wo seines Herzens Sehnen heilt?

Kennst du das Feld, das Gott besäet,  
Der Thränen Naß befeuchtet hat?  
Wo einst zur Blüthe auferstehet  
Auf Gottes Wort die theure Saat?

Kennst du den Ort, wo nichts mehr lastet?  
Kennst du's, der Todten stills Haus?  
Nach mühevoller Reise rastet  
Der matte Pilger dort erst aus.

Wenn mild das sanfte Licht der Sterne  
Bestrahlt der Gräber stille Ruh',  
Dann ruft der Glaub' aus jener Ferne  
Der Auferstehung Trost uns zu.

Und wenn mit seinem Silberglanze  
Der Mond die Hügel sanft bescheint,  
Dann strahlt in der Verklärung Kranze  
Die Hoffnung, daß wir dort vereint.

Der heil'gen Liebe feste Bande  
Trennt nicht des Todes Schauernacht;  
Selbst mit des Jenseits dunklem Lande  
Verknüpft uns ihre Zaubermacht.

Ach! manche meiner Lieben schliefet  
Des Grabes ernstes Dunkel ein!  
Und manche heiße Thräne fließet  
Auf einen kalten Marmorstein!

Allein das trauernde Gemüthe  
Erhellet des Glaubens hehres Licht;  
Erquickt der Hoffnung Himmelsblüthe,  
Erhebt der Liebe Zuversicht.

Sie weisen hin zu jenen Höhen,  
Wo uns're wahre Heimat ist;  
Dort werde ich sie wiedersehen,  
Die jetzt — des Kirchhofs Raum umschließt.

Rina Rouland.

### Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im December 1831.

(S c h l u ß.)

Bei den Gartenanlagen und Gewächshäusern fällt mir unser jardin des plantes ein, der sonderbar genug jardin du roi heißt. Er ist seit einiger Zeit in Verfall gekommen, manche Thiere und Pflanzen sind ausgestorben, man hat aber doch die Inschriften von ihrer Stelle nicht weggenommen. Dieß hat einem unserer kleinen, immer guten oder schlechten Wiß machenden Journale Veranlassung zu einem Artikel gegeben, den man, seiner Übertreibung ungeachtet, nicht ohne herzliches Lachen lesen kann. Ich theile Ihnen daher Einiges daraus mit: „Ich habe den Pflanzengarten recht gern, zuerst, weil er zwey Stunden weit von meiner Wohnung liegt, und ich daher gezwungen bin, mir eine tüchtige Bewegung zu machen, um hinzugelangen. Dann aber, weil ich viel lieber in der Nähe von Löwen, Tigern und Panthern bin, die mich zerreißen möchten, wenn die Eisengitter ihrer Behälter nicht wären, als mit höflichen und artigen Menschen lebe, die weder Tiger noch Schöps, sondern eine Abart von Beyden sind, daher ihre Klauen unter glacirten Handschuhen verbergen. Gestern war ein schöner Morgen, ich begann also meine Wanderung nach dem jardin du roi, denn so heißt der Garten im königlichen Almanach. Als ich endlich dort angekommen war, betrachtete ich ihn mit sonderlicher Rührung, denn wie ein Gedicht Deslille's ist er symmetrisch angelegt. Jede Allee hat ihre Gegenallee, wie ein Reim dem andern folgt. Da sieht man Tiraden aus Rasen und lange gerade geschnittene Hecken, auch prächtige Palmbäume, die keine Datteln tragen. Den Medicinalpflanzen schenkte ich keine Aufmerksamkeit, denn mir graute. Möge Gott Jeden davor bewahren. Mit desto mehr Neugierde trat ich zu einem kleinen Park, der mit Rohr eingefaßt war, und wo ein Pfahl stand, mit der Inschrift: „Uau, oder Tardigradus, oder Thesloth.“ Aber umsonst suchte ich ihn. Endlich dachte ich: der Uau ist bekanntlich sehr faul, er schläft also wohl; ich will später wiederkommen. Indessen begnügte ich mich, in seinem Gehäge ein ordentliches, redliches Huhn zu sehen. Ich ging hierauf zum Surikat, eine Art Murresthier, das nach Buffon aus Surinam kommt, dem Mangust und besonders dem Coati gleichen soll. Da ich nun we-

der den einen, noch den andern kannte, so war mir die Neugierde auf den Surikat wohl verzeihlich. Er war aber nirgends zu finden und seine Stelle wurde von einer schönen fetten Ente vertreten, die auf einer Pfütze herumschwamm. Das Ding fing jedoch an, mich zu verdrießen, da sah ich mehrere Leute nach einer Seite hinein und sich längs einem Zaun stellen. Ich ging also auch hin. In dem Gehäge war „Lama, grande Vigogne“ mit großen Buchstaben an einem Baum angeschlagen. Wir suchten lange das liebe Thier, fanden aber nur einen ganz gewöhnlichen Haushahn. Mir schien's nun, als sey der Königsgarten gerade nicht vollständig mit Thieren versehen; indessen ließ ich mich das nicht anfechten, sondern wandte mich zu der Menge Pavillons, Hütten, Parke, Bäume und Gitter, wo eine Menge Thiere heulen und schreien sollen, denen Adam einen, Hr. Lacépède aber fünf und zwanzig Namen gegeben hat. „Nicht zu nahe! nicht zu nahe“ rief auf einmal ein Aufseher aus dem Gebüsch, „sonst erschrecken Sie ihn!“ Ich Unvorsichtiger! Es war keine Kleinigkeit, hier war der Dardus der Alten, die Unge, ein schreckliches Thier. So stand es wenigstens am Pfahl geschrieben. Indessen trat ich nur einige Schritte zurück und steckte den Kopf neugierig durch das Gebüsch. Da sah ich denn wirklich ein fleckiges Thier, das der Aufseher mit einer Bürste wusch. Der Mann hat Muth, dachte ich bey mir selbst, und fragte ihn, ob ich nun näher treten könnte? „Ja Herr“ — hieß es — „mein Hammel ist nun gewaschen.“ Also ein Hammel! Es scheint, in dem Pflanz- und Thiergarten sind nichts als Hühner und Hammel. Darauf ging ich zu den Vögeln, und dachte, da würde ich's besser treffen. Da hieß die Inschrift: „Grand-aigle,“ es war ein Wasserhuhn; „Balbuzard de Pondichéry,“ es war ein Perlhuhn; „le roi des vautours,“ es war ein Kapphuhn; „Condor des Cordillères,“ es war ein Fasan. Der „Epervier,“ lateinisch *accipiter fringillarius*, war eine Wachtel; der „Grand-duc,“ ein Rothhuhn; die „Outarde,“ oder Trappe wurde einstweilen von einem Indianer vertreten. Nun ging mir auf einmal ein neues Licht auf über den eigentlichen Nutzen des Gartens, und dies fand ich auch bey der genauern Beaugenscheinung der Pflanzen bestätigt. Nur die Inschrift an ihnen ist ausländisch. Sie allein ist amerikanisch, sie ist von Java, Batavia, oder Ostsee. Der Baum selbst aber, den sie meint, ist ein gemeiner Birn-, Kirschen-, oder Apfelbaum. Die Blume ist eine schöne Rose im Frühling, Immergrün im Winter und Reseda im Herbst. Die Thiere fressen Einen nicht, sondern werden gegessen. Aristoteles sagt: „Die Wissenschaft sey die Nahrung der Seele.“ Wir haben es indessen viel weiter gebracht, denn in unserm Pflanz- und Thiergarten ist sie auch die Nahrung des Körpers.

Mit unsern neuesten dramatischen und literarischen Erscheinungen kann ich mich kurz fassen. Meyer-Beer's neue Oper „Robert le diable“ macht seit drey Wochen Furore, und enthält auch manches Ausgezeichnete, das dem deutschen Künstler zur Ehre gereicht, zumal er sich so ziemlich unabhängig von seinen Vorgängern hält. Mad. Schröder-Devrient erntet neues Lob, indessen ist man doch nicht mehr so verschwenderisch mit Beyfall gegen sie. Das geistreiche Buch: „Paris, ou les Cent-un“ werden Sie bereits in Original und in deutscher Übersetzung haben. Es ist unstreitig das Wahrste und Geisreichste, was bisher über das sittliche Leben von Paris geschrieben wurde, freylich mit dem unvermeidlichen politischen Firniß, der hier Alles mehr oder weniger entstellt. Auch an einigen carrikirten Übertreibungen fehlt es nicht. Wer wollte aber diese der heutigen französischen Literaturschule übel nehmen? — Victor-Hugo, der mit seinem „Hernani“ und seiner „Marion Desorme“ aus seiner eigenthümlichen Sphäre, aus der lyrischen Dichtkunst herausging, hat unter dem Namen „Herbstblätter“ eine Sammlung von Gedichten dieser Gattung herausgegeben, die an Zartheit, Innigkeit und Frömmigkeit seinen ersten Oden gleich kommen.

### K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 1. März zum ersten Male: „Carl von Oesterreich, oder: der Wundertag im Erzberge,“ vaterländisches Schauspiel in vier Aufzügen von Professor Kollmann.

Referent, früher stets der Meinung, Theaterverzierungen, Maschinerien u. dgl. seyen bloß des Stückes wegen da, wurde später durch mannigfache Erfahrungen belehrt, daß im Gegentheile, wenn nur die Decorationen und Costümes recht in die Augen fallen, das Stück selbst eben nicht viel zu taugen brauche, weil man in einem solchen Falle es als pure Nebensache ansehe, und ein gewöhnliches Publicum die Schaubühne nur deswegen besuche, um zu schauen. Dieser Meinung scheint auch der übrigens thä-

tige und unternehmende Director Carl durch die That beizutreten; und es ist für einen Freund der deutschen Bühne nichts weniger als erfreulich zu bemerken, wie die Bühnendichter im Schweiße ihres Antlitzes sich abmühen, gegebenen Decorationen irgend eine Piece anzupassen, die dann als Nebensache oder Zugabe mitläuft.

Man wird nach dieser vorläufigen Andeutung bereits errathen, daß es mit oben genanntem Stücke so ziemlich eine ähnliche Bewandniß habe, und daß es dem äußern Schaugepränge nur zum Träger diene. Wir wollen deßhalb auch zuerst auf diesen äußern Prunk unser Augenmerk richten, und, ohne uns gerade in eine weitläufige Beschreibung desselben einzulassen, welche doch immer nur ein sehr unvollkommenes Surrogat der Autopsie bliebe, das Geständniß ablegen, daß in dieser Beziehung gewiß Alles geleistet worden ist, was den Forderungen des feinsten Geschmacks genügt und angemessen war. Man kann sich wirklich nichts Prächtigeres vorstellen, als den Anblick des taghell erleuchteten und mit den Farben Oesterreichs geschmückten äußern Schauplatzes, welcher dem Vernehmen nach vorzüglich durch die Bemühungen des k. k. Hoftapezierers Stöger mit ungemainer Kunst und vielem Geschmak in ein den Schauplatz umschließendes Gezeß verwandelt war — ein Anblick, der in jeder Beziehung großartig genannt zu werden verdient. Außer dem genannten k. k. Hoftapezierer Stöger, nach dessen Angaben und Zeichnungen sämmtliche Drappirungen ausgeführt worden, haben zur Herrichtung und Ausschmückung mitgewirkt Hr. L. Viale, bürgl. Tapezierer, Hr. Danninger, k. k. Hofbronzier und Hr. Köderl, bürgl. Vergolder und Hr. Högle. Die neuen Decorationen auf der Bühne sind von den H. Neefe, Schilder und Pösendeiner, die Maschinerien von den H. Süßbauer und Seidlhofer.

Über das Stück selbst, dessen Stoff der Geschichte der Steyermark entnommen und mit Anspielungen auf die Feyer des Tags reichlich ausgestattet ist, glauben wir um so weniger sagen zu dürfen, als einestheils der Inhalt desselben mit um so mehr Recht als bekannt vorausgesetzt werden darf, da es seit seiner Erscheinung täglich, und bey größtentheils vollem Hause wiederholt wurde, und da andertheils viele auffallende Mängel desselben, z. B. Flachheit mancher Charaktere, loser Zusammenhang der Scenen, gresle Unwahrscheinlichkeiten u. dgl. vielleicht gar nicht auf Rechnung des Dichters selbst zu setzen sind, indem wir nicht wissen können, welche Veränderungen mit dem Drama vorgenommen worden sind, um es der Absicht der Theaterunternehmung anzupassen. Denn Hr. Professor Kolmann, dessen nicht gemeines Talent sich schon anderweitig auf das glänzendste bewährt hat, dürfte schwerlich allein die Schuld jener oben gerügten Mängel tragen, weshalb sich mit ihm auch gar nicht wird rechnen lassen.

Was die Darstellung anbelangt, so war sie im Ganzen genügend zu nennen. Am meisten scheinen uns jedoch Hr. Lucas als Ritter de Verda und Hr. Werle als Ulrich von Ehrnau den Geist ihrer Rollen aufgefaßt zu haben. Dlle. Schneider als Clara von Emmling schien etwas zu monoton und mitunter gar zu weinerlich. Besonders hält Referent den Vortrag in jener Scene für verfehlt, wo sie dem Ritter de Verda die Schändlichkeit seines Betragens zu Gemüthe führt, und sich von ihm los sagt. Wenn uns nicht Alles täuscht, so hätten jene eindringlichen Worte, die der Dichter ihr in den Mund legt, mehr mit Hohn gesprochen werden sollen, während sie Dlle. Schneider fast schluchzend und in beständigen Absätzen vortrug. Sollte gleich der Psychologe gegen diese Ansicht etwas einzuwenden haben, so fällt doch die Schuld dessen nur auf den Dichter. Die Darstellerin hat sich an das Gegebene zu halten. Hr. Kunst war ein würdiger Repräsentant Carls II.; allein wir möchten ihm rathen, auf die Aussprache mancher Wörter, besonders italienischer Namen, mehr Aufmerksamkeit zu verwenden, weil unrichtige Pronunciation aus seinem Munde doppelt widrig klingt. Bey den letzten der, im Ganzen bis auf eilf gestiegenen, Wiederholungen des Stückes, hat Hr. Spielberger die Rolle des Herzogs gegeben, und seine Aufgabe mit möglichster Würde in der äußern Erscheinung gelöst. Unübertrefflich, wie gewöhnlich, war das Spiel des Hrn. Scholz als Pipinus Schildhahn; und die beliebte Mad. Kneisel trug ihr steyerisches Liedchen auf eine Art vor, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die Arrangements von Carl, die Tänze, Gruppierungen, Decorationen, kurz alles übrige Beywerk verdienen unbedingt Lob, so wie die Musik des Hrn. Capellmeisters Adolph Müller sich dadurch einen neuen Anspruch auf achtungsvolle Anerkennung seines Talents erworben hat.

Sonntag, den 11. März, fand im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde ein Concert Statt, welches der zwölfjährige Aloys Tausig, ein Schüler des Hrn. Professor Würfel, angekündigt hatte. — Ohne dem wahrlich nicht gewöhnlichen Talente des jungen Concertgebers zu nahe zu treten, läßt sich doch gegen das vorzeitige Heraustreten eines jugendlichen Künstlerfinns aus dem stillen Dunkel des Lernens auf das Forum der Öffentlichkeit Manches, und mit gutem Grunde sagen. Freylich hat die neuere Zeit dergleichen Schaustellungen mit unter die Modeerfordernisse ihrer unstäten Herrschaft aufgenommen, wie sie denn leider überhaupt die ernste Rennbahn der Kunst nur allzu oft zum lustigen Tummelplatz der Eitelkeit und Oberflächlichkeit umgewandelt hat. Allein ächter Kunstfinn (und der bleibt doch allein das Vorrecht der gebildeten Mehrzahl) wird zwischen jenen schimmernden Triumphen und dem Ehrenkranze der Vollendung immer zu unterscheiden wissen, und folglich auch in der Ertheilung des letztern um so gerechter seyn, je verschwenderischer er zu Zeiten mit den ersteren umgeben sah. Der Kunst, im bessern Sinne des Wortes, wird durch jene jugendlichen Probestücke selten und wenig genüht; eingelernte Fertigkeit, Besiegung mechanischer Schwierigkeiten machen noch keine Kunstleistung, da von einem Knaben, der erst an der Schwelle des selbstthätigen, selbstzeugenden Lebens steht, sich natürlich der Ausdruck bewusster Empfindung, freygeschaffener Gedanken nicht erwarten läßt; für den Knaben selbst haben sie fast immer die nachtheilige Wirkung, daß die schönste Blüthe seines Lebens abgestreift wird, indem jene allzu frühe Öffentlichkeit, jener überreiche Beyfall, der doch nur dem Verdienste gebührt, die Kindlichkeit und Unbefangenheit zerstören müssen, die er für das Leben nie lange genug bewahren kann, und die ihn am besten zum bescheidenen Fortarbeiten in seiner Kunst anhalten werden. Es ist möglich und wir wünschen es vom Herzen, daß diese Bemerkung, durch so viele Beispiele in der Erfahrung bestätigt, eine Ausnahme finden werde an dem Concertgeber, der bey seinem heutigen öffentlichen Auftreten Proben eines sehr bedeutenden Talentes ablegte und einen für seine Jahre höchst seltenen Grad musicalischer Ausbildung verrieth. — Das Concert eröffnete eine Ouvertüre von Hrn. Prof. Würfel, dessen werthvolle Arbeiten unserm Publicum zu bekannt sind, um einer fernern Anpreisung zu bedürfen. Sein Verdienst als Clavierlehrer hatten wir Gelegenheit in dem darauffolgenden Concertsätze von Ries zu bewundern, welchen der junge Tausig mit recht vielem Ausdruck, mit großer Fertigkeit vortrug, und die treffliche Schule seines Meisters bewährte. Möge der rauschende Beyfall der Versammlung dem jungen hoffnungsvollen Virtuosen zur kräftigen Ermunterung dienen, wie er dem Lehrer eines solchen Schülers der schönste Lohn seyn mußte. Hierauf sprach Mlle. Glen, k. k. Hofschauspielerinn, eine Ballade von Hrn. Eduard Anschütz, betitelt: „das verlorne Kind.“ Die vielleicht etwas allzu gedehnte, aber an poetischen Schönheiten nicht arme Dichtung fand durch den seelenvollen, eben so bescheidenen als kunstgerechten Vortrag der Sprecherinn allgemeinen Eingang und erfreute sich der herzlichsten Theilnahme. — Ein Rondeau für die Violine von Janfa ward von Hrn. Lypen mit Ausdruck, Fertigkeit und Geschmack vorgetragen. — Den Beschluß machte ein Adagio und Rondeau brillant für das Pianoforte von Hrn. Prof. Würfel, gespielt von dem Concertgeber. Letzterer überwand die unstreitig großen und mannigfachen Schwierigkeiten dieses Musikstückes mit überraschender Geläufigkeit, bewies aber auch zugleich durch das Feuer und den Ausdruck seines Spiels, daß die Anleitungen seines verdienten Lehrers tiefer als in seine Finger allein gedrungen waren, und in seinem Innern einen fruchtbaren, hoffentlich recht ergiebigen Boden gefunden hatten.

(Mit Nr. 12 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.